

Illustrirte Zeitschrift für

Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862

von

Karl Andree.

Herausgegeben

von

Richard Andree.

Druck und Verlag von

Friedrich Vieweg &amp; Sohn.



Braunschweig.

Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen.

1891.

## Über Tagewählerei bei den Mohammedanern.

Von Dr. Goldziher. Budapest.

„Dies aegyptiaci“ (in quibus nulla opera incipere debes) heißen im römischen Calendarium die Tage, denen man ungünstige Natur zuschrieb<sup>1)</sup>. Bereits Paul Ernst Jablonski hat in seinen *Opuscula* (ed. Te Water, Leiden 1806, II, S. 274 bis 308) aus dieser Benennung gefolgert, daß der Ursprung der Vorstellung von Glücks- und Unglückstagen auf das alte Ägypten hinweist. Die seither entdeckten kalendariischen Papyruse<sup>2)</sup> haben die Vermuthung Jablonskis bekräftigt. „Wenn so die Ägypter die Grundlagen unsres Kalenders geschaffen haben, so haben sie andrerseits vernünftich auch einen starken Anteil an dem Aberglauben, der sich an den Kalender knüpft, an der sogenannten Tagewählerei“ (Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, S. 469).

Dies kann natürlich nur für die von Ägypten in kultureller Beziehung mehr oder weniger abhängigen Völkergebiete gelten. Ganz unabhängig von solchem Einflusse findet sich, wie Richard Andree im ersten Bande der „Ethnographischen Parallelen“ nachgewiesen hat, derselbe Aberglaube bei verschiedenen Schichten<sup>3)</sup> von Natur- und Kulturvölkern. Unter den verschiedensten mohammedanischen Völkern ist die Tagewählerei sehr verbreitet. Wir glauben nicht, daß dieselbe bei ihnen unter dem Einflusse des Islams zuerst entstanden sei; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß bereits die Araber

der heidnischen Zeit, bei welchen auch hinsichtlich des „Anganges“ und anderer teratologischer Momente ein buntes System von abergläubischen Vorstellungen heimisch war<sup>1)</sup>, auch die Tagewählerei trieben. Einer der berühmtesten Dichter der vorislamischen Zeit, Zuhajr (6. Jahrhundert) spricht von „ominöser“ und „glücklicher“ Zeit (Stunde). *Diwān*, ed. Ahlwardt, 3, 30. — Der Koran (Sure 41, V. 15) erwähnt im Sinne der Heiden *ajjam nahisāt*, d. h. unglückbringende Tage; ein Beweis dafür, daß diese Vorstellung den arabischen Heiden geläufig war. Vor dem Islam — so berichten wenigstens mohammedanische Schriftsteller — wurden bei den Arabern im Monat Schawwāl keine Ehen geschlossen. Damit, daß Mohammed die Aischa in diesem Monat heiratete, wollte er andeuten, daß er mit der Zeitenwählerei der heidnischen Araber gebrochen habe. Auch die Tagewählerei in beduinischen Kreisen ist als Rest der heidnischen Art der Tagewählerei zu betrachten. Von den Anze-Beduinien berichtet Burckhardt, daß sie am 6., 16. und 21. Monatstage sich des Kriegsführens enthalten; ebenso scheuen sie den Mittwoch, weil sie glauben, daß sie an diesem Tage notwendig unterliegen müßten (*Voyage en Arabie*, Paris 1835, III, p. 107).

Wie viele andre vorislamisch-heidnische Anschauungen und Übungen ist auch die Tagewählerei in den volkstümlichen Islam eingedrungen und hat sich in dieser neuen Verbindung in die Form mohammedanischer Vorstellungen gekleidet. Die glückliche oder unglückliche Natur einzelner Tag- und Jahreszeiten wird mit biblischen und koranischen Motiven begründet und in dieser Form wird der Glaube daran, trotz der Kritik der Theologen, auch innerhalb des Islam lebensfähig gestaltet.

Wie man leicht voraussetzen kann, herrscht in den speziellen Einzelheiten dieser Tagewählerei keine Einhelligkeit bei den Anhängern des Islam. Die Schwankungen hinsichtlich dem den einzelnen Tagen zugeschriebenen Charakter kommen auch

<sup>1)</sup> Vergl. Mommsen in *Corp. Inscr. Lat.* I, p. 374 und eine darauf bezügliche Abhandlung des Budapester Professors Emil Thewrewk im *Philologiai Közöny* 1879, S. 111 ff.

<sup>2)</sup> Beispielsweise: der Leidener Papyrus 346 (worüber Brugsch in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1852) und besonders Papyrus Sallier 4 (Maspero, *Le conte du prince prédestiné*, *Journ. asiat.* 1878, I, p. 341 ff.).

<sup>3)</sup> Ein Datum über Schuli-Neger bietet Felkin (Uganda und der ägyptische Sudan, II, S. 39): „Als die Leute hörten, daß wir von Tomejra bis hierher sechs Tage unterwegs gewesen, und ich mir das Bein verrenkt hatte, schrieben sie unser Mißgeschick dem Umstande zu, daß wir an einem Dienstag abgereist waren.“ „Montag, Donnerstag und Samstag sind die besten Reisetage, aber Sonntag, Dienstag und Freitag sind Unglückstage, so daß man, wenn die Reise nicht unumgänglich nötig ist, am besten thut, sich dem Vorurteil zu fügen u. s. w.“

<sup>1)</sup> Wellhausen hat in seinem „*Reste altarabischen Heidentums*“ (Berlin 1887) S. 146 ff. das dahingehörende Material gesammelt und erläutert.



in den litterarischen Angaben über diesen Volksglauben zur Erscheinung. M-Dschahiz, ein berühmter mohammedanischer Philolog und Freidenker (gest. 869), der in seinen zahlreichen, bisher nur aus Handschriften und Citaten bekannten Werken, viel Material zur Kenntnis des arabischen Volksaberglaubens zusammengetragen hat, liefert hierüber folgende Mitteilung: „Der Sonnabend ist ein Tag des Betruges und der List, der Sonntag ist günstig für Pflanzungen und Bauten, der Montag, um Reisen zu unternehmen und seinen Lebensunterhalt zu besorgen, der Dienstag für das Schröpfen, der Mittwoch ist ein unglückbringender, ominöser Tag, der Donnerstag ist günstig für Wallfahrten, der Freitag ist für die Moschee, die Frauen (Eheschließung) und gottesdienstliche Übungen (Handschrift der Wiener Hofbibliothek, Mixt. Nr. 94, Fol. 175 a). In einer die Wochentage behandelnden arabischen Monographie, „M-Sub 'ijjat“ (gedruckt in Tunis 1863, Kairo 1875, 1887) von Abu Nasr-al-Hamadani wird folgende Überlieferung mitgeteilt: Gott schuf Himmel und Erde am ersten Tage: wer daher pflanzen und bauen will, der thue dies am Sonntag; Sonne und Mond wurden am zweiten Tage erschaffen, diesen Kreaturen ist die fortwährende Bewegung eigentümlich: daher beginne man seine Reisen am Montag; Tier und Vieh schuf Gott am Dienstag: dieser Tag ist demnach besonders für die Kriegführung günstig (die Tiere sind nämlich da, um geschlachtet zu werden); am Mittwoch schuf Gott die Meere und Flüsse: dieser Tag ist daher für den Gebrauch von Heilmitteln günstig; Paradies und Hölle wurden am Donnerstag erschaffen: daher ist dieser Tag speziell berufen, daß man an demselben Gott seine Bitten vortrage; am Freitag wurde das erste Menschenpaar erschaffen: dieser Tag ist daher besonders für das Schließen von Ehebindnissen günstig; der Sonnabend wird (ohne besondere Motivierung) als Jagdtag empfohlen.

Wir wollen hieran noch einige aus der mohammedanischen Litteratur zu schöpfende Angaben hinsichtlich einzelner Tage anschließen. Der Sonntag, welcher, in den soeben mitgeteilten Überlieferungen unbedingt als dies faustus gilt, wird, ohne Zweifel auf Grund allgemeinen Volksglaubens, bei einem späteren Schriftsteller, M Zamachshari, (gest. 1144), in seinem belletristischen Buche „Frühling der Frommen“ (Rebi al-abrar) in folgender Weise charakterisiert. „Wir rufen Gott um Schutz an, vor den Listen dieses Tages, dessen Schärfe der Schärfe des Schwertes gleicht.“ Von demselben Tage, welcher nach der einen der angeführten Überlieferungen besonders für Heilkuren günstig ist, berichtet ein neuerer Reisender bezüglich Syrien: „Kein Arzt geht am Mittwoch zum Patienten“ (Die heutigen Syrer, XXVIII. Bd. der Gottschalks Reisebeschreibungen, S. 143). Im allgemeinen überwiegt der oben von M-Dschahiz angeführte Volksglaube, daß der Mittwoch „ein unglückbringender, ominöser Tag“ ist. Nach M-Mas'udi (gest. 957) wird jeder Mittwoch, der mit dem vierten oder einem andern Monatstage, der mit der Zahl vier in Zusammenhang steht (z. B. mit dem 24., viertletzten u. a. m.) zusammenfällt, als dies infaustus betrachtet (Les prairies d'or, Pariser Ausgabe, Bd. III, S. 422). Weitere Angaben hierüber sind bei Tha'alibi (gest. 1038) zu finden (Lata'if al-ma'arif, ed. De Jong, p. 59). Nach einer bei M-Zamachshari angeführten Überlieferung ist der Mittwoch ohne Rücksicht auf den entsprechenden Monatstag ein „fortwährender Unglückstag“ seit uralten Zeiten. Am Mittwoch „war es, daß Gott den Pharao ins Meer versenkte, die Äditen und Thamuditen vernichtete und andre Strafgerichte vollzog. Den ominösen Charakter dieses Tages, den die Araber „den unbeweglichen<sup>1)</sup> Mittwoch“ nennen, drückt

<sup>1)</sup> „Unbeweglich“ heißt dieser Tag als der mittlere in der Reihe der Wochentage. Wenn man Sonntag-Sonnabend, Montag-Freitag, Dienstag-Donnerstag, also je einen Tag vom An-

auch das alte arabische Sprichwort aus: „athkal min arba' a' la tadâr“, d. h. schwerer als der unbewegliche Mittwoch (M-Mejdani, ed. Bulak, I, S. 139). In diesem Zusammenhange kann noch folgende Mitteilung des Chevalier Chardin angeführt werden: „Was ihre (der Perser) schwarzen Tage anbetrifft, so haben sie deren mehrere; am gewöhnlichsten wird der letzte Mittwoch des Monats Safar, den sie „Mittwoch des Unglücks“ nennen, als solcher betrachtet; aber im allgemeinen ist der Mittwoch ein weißer Tag, weil, wie sie sagen, das Licht an diesem Tage erschaffen wurde. Man beginnt daher seine Beschäftigung mit Studium und Wissenschaften immer an diesem Tage“ (Voyages en Perse, ed. Amsterdam 1711, T. II, p. 152).

Ebenso solches Schwanken kann auch in Bezug auf den Dienstag erfahren werden. Eine Tradition nennt ihn „den Tag des Blutes“, an welchem der Brudermord Kains verübt wurde, an welchem auch viele Propheten von ihren Feinden getötet wurden. Es wird daher diesem Tage ominöse Bedeutung zugeschrieben. Hingegen beginnt der persische Dichter Nizami den vierten Teil seines „Heft Pejker“ mit einer Lobpreisung des Dienstags als „des liebsten aller Wochentage“ (Erdmann, Die Schöne des Schlosses, S. 8). Darin ist der Einfluß jüdischer Volksanschauung zu erkennen. Bei den Juden ist seit alter Zeit der Glaube verbreitet, daß der Dienstag der günstigste Wochentag sei. Jüdischen Einfluß können wir auch in der Stellung des Montags und Donnerstags bemerken. Diese Wochentage, welche seit alter Zeit in der synagogalen Gottesdienstordnung besonderer Auszeichnung teilhaft sind, hat auch der Islam als privilegierte Tage behandelt. Aus den vielen zur Verfügung stehenden Stellen der mohammedanischen religiösen Überlieferung wollen wir hier nur eine anführen. In der Traditionsammlung des Muslim (in fünf Bänden, Kairo, Bd. V, S. 236, vergl. Bd. III, S. 120) heißt es: „Es werden geöffnet die Thore des Paradieses alle Montag und Donnerstag und es werden die Sünden vergeben jedem Menschen, der Gott nichts zugesellt, mit Ausnahme des Menschen, der mit seinem Bruder in Feindschaft lebt.“ Viele günstige Ereignisse aus dem Leben der Propheten und Patriarchen werden auf diese Tage verlegt, um den glückbringenden Charakter derselben zu erweisen. Darum bestreben sich auch fromme Mohammedaner diese Tage gottesdienstlichen Übungen, Fasten u. s. w., zu weihen. „Zu den vorzüglichsten Wochentagen“, lehrt der große Theologe M-Gazali (gest. 1111) in seiner „Wiederbelebung der Religionswissenschaften“, „gehören der Montag und Donnerstag, an welchen die Handlungen der Menschen dem Allmächtigen vorgelegt werden. . . Gott nimmt es wohlgefällig auf, wenn man an diesen Tagen fastet und recht viele gute Werke übt, damit der Lohn für dieselben, in Folge der segensvollen Eigentümlichkeiten dieser Tage, verdoppelt werde“. Die Überlieferung führt aus dem Leben Mohammeds viele Ereignisse an, um die glückbringende Natur dieser Tage, namentlich des Donnerstages, zu erweisen. Seine Reisen soll der Prophet am liebsten am letzteren Tage angetreten haben<sup>1)</sup>.

Im allgemeinen können wir jedoch nicht behaupten, daß die Tagewählerei von den Religionslehren des Islam begünstigt worden sei. Man hat ihr, wo man derselben Konzeptionen machte, wie das letztere Beispiel zeigt, ihren Kreis gern im rituellen Gebiete angewiesen, jedoch nicht gern gesehen, wenn man nach heidnischer Art für alltägliche Unter-

fang und je einen vom Ende der Woche zusammenstellt, so bleibt der Mittwoch unbeweglich; freilich beziehen einige Philologen diese Bezeichnung auf den Mittwoch der letzten Monatswoche.

<sup>1)</sup> Daumas (La vie arabe et la société musulmane, Paris 1869, p. 80) erwähnt als algerischen Volksaberglauben: „Heureux lui qui prend la route un samedi. Pourquoi? Parce que le prophète préférerait ce jour à tous les autres.“



nehmungen Omnia suchte. Aber ebenso wie der Kirchenvater Chrysostomos und einige Kirchenversammlungen des Mittelalters (Augsburg 1548, Bordeaux 1583) die Tagewählerei des Volkes streng verpönten<sup>1)</sup>, so haben auch mohammedanische Theologen den vollstimmlichen Aberglauben mit den Dogmen des Islam unvereinbar gefunden. Viele Stimmen erhoben sich gegen die auf glück- und unglückbringenden Charakter einzelner Tage bezüglichen Volksanschauungen. Von dem gegen den Mittwoch gehegten Vorurteil sagt der andalusische Theologe Abu Bekr ibn al-'Arabi (gest. 1148): „daß kein Muslim darauf achten und sein Gemüt darauf wenden dürfe“ (M-Makkari, Analects I, p. 488 f.), und ein türkischer Theologe des 16. Jahrhunderts urteilt in folgender Weise: „In der vorislamischen Zeit hielt man den Monat Safar für einen un-

<sup>1)</sup> Man findet darüber sehr interessante Daten in Joh. Bapt. Thiers' *Traité des superstitions qui regardent les sacremens.* 4. Aufl., Avignon 1777, T. I, p. 248 bis 270.

glückbringenden Monat; der Prophet bekämpfte dies Vorurteil. Dennoch halten viele unserer Zeitgenossen an demselben fest und scheuen sich, in diesem Monat Reisen zu unternehmen, Ehen zu schließen u. a. m. In dieselbe Reihe gehört auch die Ansicht, daß gewisse Tage ungünstigen Charakter haben. Zeit ist der Ausdruck für eine Größe, welche nach der Bewegung der Sphären und der Sterne gemessen wird; sie ist also in allen ihren Teilen gleicher Natur und man kann von ihr nicht sagen, daß sie als solche Glück oder Unglück bringt, sie thut dies nur, insofern der Mensch in ihr Gutes oder Sündhaftes übt. . . Glück oder Unglück bringt in der That der Gehorsam und die Widerspenstigkeit, nicht aber die Zeit“ (Handschrift der Wiener Hofbibliothek, Migt. Nr. 154, Fol. 126 ff.). Wir ersuchen hieraus, wie unrichtig es wäre, zu behaupten, daß die mohammedanische Lehre der Tagewählerei Vorschub leistet. Allerdings sind es aber nicht die Theorien der Theologen, welche im Denken und Leben der Völker ihren Ausdruck finden.

## Die Westküste Irlands.

Während die schottischen Hochlande und Wales auch von Reisenden aus dem Kontinent ziemlich häufig besucht werden, ist dies weniger der Fall mit Irland, welches lange nicht so bekannt ist, wie es verdiente. Freilich finden wir hier weder die Reize alpiner Hochgebirge, noch auch die der von Gletschern und hohem Lande umgebenen Fjorde Norwegens, noch auch die blendenden Lichteffecte des Südens. Und doch bietet die Natur, namentlich an den Küsten Irlands, eine Reihe von Landschaften dar, welche wegen ihrer Großartigkeit und Eigentümlichkeit vielen landschaftlich berühmten Gebieten Europas an die Seite gestellt werden können. Weithin bekannt sind ja die Seen von Killarney im Südwesten der grünen Insel, am Fuße der höchsten Erhebungen derselben. Das ist aber auch fast die einzige Lokalität Irlands, welche größeren Ruf im Auslande besitzt. Wir wollen daher hier auf die Küstengebiete aufmerksam machen, welche sich denen Schottlands würdig anschließen.

Während der Osten und Süden Irlands vielfach flache Küsten besitzt, welche sich ziemlich einförmig ohne starke Einschnitte und ohne Inselbildung von Bedeutung der stärker gegliederten englischen und schottischen Küste gegenüber erstrecken, tragen die westliche und nördliche Küste Irlands die Spuren heftiger Veränderungen in jüngerer geologischer Zeit, welche sich in den tief eingeschnittenen Buchten, den zerrissenen Umriffen, den scharf vorspringenden Halbinseln mit Fjordcharakter und den zahlreich vorgelagerten Inseln aussprechen.

Wir wissen, daß Irland sich auf demselben Sockel erhebt, welcher auch England und Schottland trägt, und sich unter der Nordsee bis nach Dänemark, Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich fortsetzt, während er von Norwegen durch eine tiefe Rinne getrennt wird.

Dieser Sockel setzt sich auch westlich von Irland noch auf eine beträchtliche Entfernung hin fort, bis er endlich in steilerem Absturz zu den größeren Meerestiefen hin abfällt. Irland ist daher der äußerste vorgeschobene Posten des europäischen Landgebietes, mit welchem es, wie auch Schottland und England, vor dem Einbruch der diese Länder umgebenden Meere zusammenhing. Irlands Gebirgsbau kann daher nur durch Vergleichung mit dem des übrigen Großbritannien und des Festlandes verstanden werden.

Man unterscheidet in Irland zwei Gebirgssysteme, welche

durch ihr Streichen voneinander abweichen. Das ältere nördlichere, den größeren Teil der Insel einnehmende, wird als Fortsetzung des sogenannten kaledonischen Systems von Schottland und Nordwales betrachtet, und zeichnet sich durch nordöstliches Streichen aus, während der südliche mit Süd- wales und Südingland, sowie dem nördlichen Frankreich einen zweiten Gebirgszug bildet, welcher westöstliches Streichen verfolgt, und nach der Bildung des nördlichen Gebirges Faltungen erlitten hat, und der amorikanische Bogen genannt worden ist. Die Grenze zwischen beiden Gebirgssystemen bildet eine Linie von der Mündung des Shannon nach Wexford. In ihrer Zusammensetzung sind dieselben übrigens ähnlich: kristallinische Schiefer und paläozoische, besonders silurische und devonische Ablagerungen setzen sie zusammen; eine weite Tafel von Kohlenfalk dehnt sich über Mittelirland aus und repräsentiert hier die jüngsten sichtbaren sedimentären Ablagerungen.

Beide Gebirgssysteme, das nördliche kaledonische sowohl wie das südliche amorikanische, sind nach ihrer Bildung einer langen Periode der Zerstörung und Abschleifung ausgesetzt gewesen. Der Zusammenhang mit Schottland, England, Wales wurde unterbrochen, die Küsten der immer mehr zur Insel gewordenen irischen Landscholle beträchtlich abgetragen, das Innere so stark abgehobelt, daß zwischen Galway und Dublin eine weite Ebene liegt, welche der Shannon und große Kanäle durchziehen.

Die Abrasion des Meeres hat im Laufe der Zeit die irische Westküste immer mehr zerbröckelt, und dieser und der Nordküste jenes zerrissene Aussehen gegeben, welches denselben jetzt eigen ist. Die Thätigkeit der Meeresbrandung dauert auch jetzt noch an und zerstört in Verbindung mit Regen und Sturm die felsigen Gestade von Jahr zu Jahr mehr. Die auf Südwestirland fallende Regenmenge von etwa 150 cm im Jahre gehört zu den größten in Europa. Nur die Westküsten des übrigen Großbritanniens, Norwegens, Spaniens, sowie die höheren Gebirge des Festlandes empfangen eine gleich hohe Regenmenge. Gleichzeitig wälzen die fast das ganze Jahr hindurch wehenden Südwest-, West- und Nordwestwinde, teilweise von stürmischem Charakter, die Bogen gegen die West- und Nordküste. Der Tropfen höhlt den Stein, die Niederschläge lockern das Gefüge der Felsmassen, das Meer unterzieht dieselben und zerstört sie mit